

## Buchbesprechungen

### Pastoraltheologie

*Thomas Frings, Aus, Amen - Ende? So kann ich nicht mehr Pfarrer sein, Freiburg/Br.: Herder 2017, 176 S., 16,99 €; ISBN 978-3-451-37797-6*

Dieser Titel provoziert. Thomas Frings, langjähriger Pfarrer der Heilig-Kreuz-Gemeinde in Münster, hatte im Februar 2016 seinen Verzicht auf die Pfarrstelle mit einer überregional beachteten „Kurskorrektur“ begründet: Gläubigenschwund, religiöse Indifferenzen, geringe institutionelle Wirksamkeit in der Verkündigung, schließlich: pastorale Vergleichenheit. Nun legt er mit diesem Band ein Jahr später die ausführliche Begründung für seinen Amtsverzicht vor. Hierin thematisiert Frings als pastorale Praktiker Fragen, die im Fachdiskurs bereits seit Jahrzehnten unter den Stichworten „Säkularisierung“ oder „Individualisierung“ von Religion diskutiert werden.

Aus fachlicher Sicht ist nun insbesondere sein „Gemeindeentwurf“ gegen Ende des Bandes interessant (145–170). Denn hier steht, wie selten, eine jahrelange Praxisperspektive vor einem theoretischen Metadiskurs. Die Motivation, sich über die Zukunft kirchlicher Vergemeinschaftungsformen Gedanken zu machen, beschreibt Frings eindrücklich: „An der Krise der Gemeinde können wir etwas tun. Müssen wir etwas tun.“ (29) Denn: „Haben wir ein Modell für eine veränderte Welt und Kirche, in der immer weniger Menschen Gemeindeglieder sind und sein wollen?“ (148) Es müsste eine territorial weitgehend entkoppelte „Entscheidungsgemeinde“ (145–170) sein, die nach dem Prinzip der Sehnsucht geformt werde. Frings nennt sie „Arche-Gemeinden“. Sie sollte gestufte Formen

der Beteiligung zulassen und plurale Angebote machen, die nicht für jede\*n passen können und wollen, da sie sich auszeichnet durch Ungleichzeitigkeit und Individualität. Zugleich würde Schluss gemacht mit „einem Sakramentenautomatismus, der viel zu selten Entscheidungen und Gewissheiten folgt, sondern Geburtsjahrgängen und Stichtagen“ (155). Kriterium ist die Entschiedenheit, nicht „Indifferenz, sondern Differenz“ (158). Einerseits zeichnet sich eine solche neue Gemeindeform durch eine hohe Offenheit aus, zugleich werden die Sakramente, insbesondere die Taufe, an eine bewusste Entscheidung aus Glauben und Zugehörigkeitswillen getroffen. Eine solch neu zu gründende Gemeinde ist daher bewusst nicht mehr Volkskirche, sondern „Kirche im Volk“ (166).

Frings stammt, und dies zeigen diese Gedanken sehr deutlich, aus einer Generation, die spürbar von der nachkonziliaren Gemeindeftheologie („Kirche ist Gemeinde“) geprägt ist. Dass diese die letzten Jahrzehnte leitende pastorale Konzeption – und nicht allein die Volkskirche – den Transformationsprozessen der Moderne nicht gewachsen ist, analysiert er in seinem Buch eindrücklich – allerdings ohne es explizit zu problematisieren. Mit deutlicher Betonung von Entschiedenheit als wesentlicher pastorale Kategorie seines neuen Modells bleibt er nämlich in diesem entscheidenden Punkt der Gemeindeftheologie verbunden. Denn gerade sie entwarf seinerzeit die nachkonziliare Gemeinde als entschiedene Nachfolgegemeinschaft – in Abgrenzung zu einer aus Konventionen lebenden Volkskirche.

Nun wäre sicherlich zu diskutieren, ob es sich bei Entschiedenheit als pastoraler Zentralkategorie nicht auch um eine historische Idealisierung handelt. Eine radikale Entscheidungskirche, die es wahrscheinlich auch in den ersten Jahrhunderten nie in Reinform gegeben hat, findet sich nach der konstantinischen Wende primär in den Orden. Karl Lehmann hat einmal darauf hingewiesen, dass nicht von ungefähr die meisten Gemeindeftheologen des 20. Jahrhunderts Ordensleute waren. Diese haben dann angesichts des Zerbrechens der konstantinischen Formation ab den 1960er Jahren ihre eigene geistliche Entschiedenheit in das Motto „Aus unseren Pfarreien müssen Gemeinden werden“ gelegt und diese so für das ganze Gottesvolk als entscheidendes Kriterium reklamiert. Doch dieses historische Experiment ist offenkundig – zumindest als Lösung für alle – gescheitert.

Angesichts dessen kann man die Frage nach durchgängiger Entschiedenheit auch ekklesiologisch stellen: Zweifelsohne ist sie eine wichtige geistliche und pastorale Kategorie, aber immer und für jede\*n? Wäre nicht Gottes unbedingter Heilswille, wie es das Konzil tut, gerade in seiner Grenzenlosigkeit höher einzustufen als von außen menschlich niemals ganz vermessbare Entscheidungsintensitäten? Hier könnte vielleicht die aktuelle pastorale Relecture eines zentralen Kirchenbegriffs des Vatikanum II – jenem des Volkes Gottes – innerliche, weil praktische Entlastung schaffen. Denn dieses Kirchenverständnis impliziert ein inklusiveres, ereigniskompatibleres und pluralitätsfähigeres Kirchen- und Gnadenverständnis als die Gemeindeftheologie und muss Zugehörigkeit nicht in erster Linie von Sichtbarkeit oder Engagement abhängig machen. Wichtig ist hier zuerst die Berufung Gottes, zu seinem Volk zu gehören. Alles Weitere, idealerweise das

Engagement in einer Gemeinde, kommt hinzu. Allerdings als unerzwingbare Konsequenz und nicht als Bedingung des Christseins. Vor aller menschlichen Entschiedenheit steht hier die unbedingte Entschiedenheit Gottes für seine Schöpfung. Damit geht die Volk-Gottes-Theologie des Konzils von anderen Prämissen aus als eine Gemeindefkirche der Entscheidung. Innerhalb einer weithin diversifizierten Kultur, in der die meisten Menschen kirchlichen oder gemeindlichen Idealen nicht entsprechen, könnte diese Perspektive hilfreich sein. Denn für Kirche und Christentum stellt sich gegenwärtig auf mehreren Ebenen die alte Frage Ruth Cohns: „Was mache ich mit mir, wenn die Welt anders ist, als ich sie gerne hätte?“ Bei ehrlicher Beantwortung dieser Frage zeigt sich, dass alle bisher erprobten Strategien nicht mehr passen. Gerade dies tönt bei Frings deutlich an. Die Kategorie der Entschiedenheit muss aber gerade deshalb spätestens heute mit einer hohen Freiheits- und Ambiguitätsfähigkeit einhergehen, damit sie nicht am Ende doch alte christliche Rigorismen dupliziert. Denn: Unsere Zeit ist alles andere als immer nur eindeutig, das Evangelium allerdings – wie Frings selbst schreibt (119 u. 129) – ebenfalls nicht.

Zugleich stellt sich vor dem Hintergrund des Buches von Thomas Frings eine weitere, derzeit zusehends zentrale Frage: Die Gemeindeftheologie blieb mindestens in einer Eigenschaft der *societas perfecta* des 19. Jahrhunderts treu: Sie wollte über Zugehörigkeit zu einer Sozialform religiöse Relevanz erzeugen. Die Gemeinde wurde mithin zum Heilsort an sich und weniger zum Instrument dessen. Auch dies kann sich mithilfe des ekklesialen Sakraments- und Instrumentscharakter von *Lumen Gentium* gegenlesen lassen: Handelt es sich bei allen Ansätzen, die bis in die Gegenwart primär mit sozialer

Zugehörigkeit eine gewisse ‚Heilsgarantie‘ verbinden, nicht letztlich um eine Verwechslung von Signifikat und Signifikanten? Müsste im obigen Sinne nicht zuerst gefragt werden, was christliches Leben bzw. eine Berufung zum Leben aus dem Glauben ausmacht und dies idealerweise, allerdings ohne jeden Zwang, in eine soziale Zugehörigkeit/Communio münden?

Diese wenigen Gedanken und Fragen zeigen: Das neue Buch von Thomas Frings

reizt zum Weiterdenken. Es kann auf anschauliche Weise belegen, wo der Schuh derzeit für viele drückt, Aporien bestehen und Diskurse angegangen oder weitergeführt werden müssen. Zugleich bezeugt es, wie wenig pastoraltheologische Diskurse (jener um die Gemeindeftheologie ist in diesem Jahr zehn Jahre alt) an der pastoralen Basis rezipiert werden. – Gewiss eine Problemanzeige für beide Seiten.

Jan Loffeld

## Philosophie

Felix Resch (Hg.), Die Frage nach dem Unbedingten. Gott als genuines Thema der Philosophie. Festschrift zu Ehren von Prof. Dr. Josef Schmidt SJ, Dresden: Verlag Text & Dialog 2016, 617 S., 49,90 €; ISBN 978-3-943897-20-3

Vorab sei positiv vermerkt, dass – was für Festschriften nicht immer gilt – (fast) alle der immerhin 24 Artikel dem titelgebenden Thema verpflichtet blieben. Versucht man eine Zusammenfassung, so konzentrieren sich viele Beiträge auf Gottesbeweise und dabei vor allem auf das Anselm'sche Gottesargument, das auch der Jubilar (Verfasser der bekannten „Philosophischen Theologie“ – Grundkurs Philosophie Band 5) als fundamental ansieht. Die übergreifende Erkenntnis der meisten Kommentatoren: Bei Anselm kann es nicht um einen – von woher eigentlich? – vorgegebenen Gottesbegriff oder *Denkinhalt* gehen, wie manche, besonders analytisch geschulte, Interpreten gern vermuten: also weder um ein „denkbar Größtes, Umfassendes“ (Anselm) noch um einen logisch zu entfaltenden Begriff eines notwendig Existierenden (Descartes) oder „eine Person, die ...“ (Swinburne). Hier besteht immer die Gefahr der Vergegenständlichung

Gottes – dies infolge einer fast hypnotischen Fixierung unseres Denkens auf Objekte und Sätze.

Thema sind stattdessen vor allem der *Denkakt* als solcher und seine notwendigen Voraussetzungen (Anselms *cogitari non possesit*). Denn wie transzendentalpragmatische oder sogar meta-transzendente Analysen (R. Schneider) zeigen können, ist die Vernunft immer implizit und notwendig auf ein Unbedingtes verwiesen (beispielsweise in Kants regulativer Vernunftidee). Dieses ist aber nicht ein nur Mit-Gedachtes, sondern zwingend ein Existierendes. Descartes' *cogito ergo sum* mit seinem unmittelbaren Übergang vom Denken zum Existieren bildet hier so etwas wie den Prototyp – aber nur das, sind doch *cogito* und *sum* rein kontingente Gegebenheiten.

Wer jedoch bei dieser Verwiesenheit der Vernunft nun gleich übermütig eine „fundamentale Religiosität“ aller Denkenden annimmt (und sich dabei vielleicht auf Rahner beruft), muss sich von R. Schaeffler (nebst anderen Beiträgen) belehren lassen, dass jede philosophische und theologische Gottesrede ohne Bezug auf konkrete (religiöse) Erfahrungen ins Leere läuft und sich außerdem in abgehobenen Spekulationen über Gottes

Eigenschaften zu verlieren droht, was wiederum bei analytischen Philosophen gern der Fall ist. R. Schneider und besonders L. B. Puntel insistieren auf präzise Begrifflichkeiten (was meinen: „Existenz“, „Nichts“ etc.?) und auf sorgsamem Umgang mit der Sprache (sind „S ist P“-Urteile hier überhaupt angemessen?). Das ergänzt manche anderen Beiträge, welche Sein, Existieren und Wahr-Sein, Wirklichkeit und Realität, Denken und Erkennen eher andeutend als präzise unterscheiden oder unvorsichtig vom „Vorgriff“, „Seinshorizont“, „Sein überhaupt“ oder „Sein im Ganzen“ sprechen.

Ansonsten wird einiges an Argumenten nicht nur hinsichtlich der Existenz Gottes, sondern auch seiner Eigenschaften sowie des Gott-Welt-Verhältnisses geboten. Letzteres sei nicht deistisch oder pantheistisch, sondern vorzüglich als pan-en-theistisch zu bestimmen. Dieses Konzept müsse aber präzisiert werden. Auch ist eine Vermittlung mit der „ontologisch robusten“ Rede vom personalen Gott nötig, welche im Deutschen Idealismus und heute erneut (von den Neuseeländer Philosophen K. Perszyk und J. Bishop) philosophisch hinterfragt wird (Th. Schärtl).

Neben der Sinnfrage wird auch das Verhältnis von Gottesglaube und Vernunft (z. B. im interreligiösen Dialog) reflektiert. Die oben genannten notwendigen

Denkvoraussetzungen dürfen nämlich auch darin bestehen, dass man an Gott glaubt (bzw. einer göttlich inspirierten Vernunft vertraut), wie Anselms Gebete zeigen. Das ist keine *petitio principii*: Gottes Existenz ist (wie die religiöse Erfahrung – s. o.) nicht *Prämisse* der Argumentation, sondern *Grund* des Nachdenkens.

Die Artikel in dem umfangreichen Band gehen in verschiedene Richtungen. Das soll hier nicht *en detail* kritisch gewürdigt werden. Der Rezensent hat besonders von den namentlich genannten Autoren gelernt. „Wer vieles bringt, ...“: Es finden sich für Liebhaber dieses Genres auch Beiträge im Ton der klassischen jesuitischen Apologetik, wobei jedoch der „Gegner“ (neuer Atheismus, Materialismus) oft blass bleibt (nicht aber bei D. Finkelde über Lacans Atheismuskritik). Vereinzelt finden sich auch eher deduktiv-systematische Abhandlungen. Die (oft rein affirmativen) Rekapitulationen von Gottesargumenten, die weniger bekannt sein dürften (von Frank, Cramer, Lonergan, Kutschera u. a.), sind ein weiterer Hinweis, dass der Herd der philosophischen Theologie auch nachmetaphysisch noch immer heiß ist und der Anselm'sche Streit mit dem Tore nach fast einem Jahrtausend aktuell bleibt. – Hilfreich wäre ein Namensregister gewesen.

Eberhard Tiefensee